

KONRAD PAUL LIESSMANN



BILDUNG ALS PROVOKATION

ZSOLNAY

Zeitmanagement verstehen und jede Form einer frei flottierenden Neugier, jede Lust am Erkennen, jede Freude am Schönen als unnützlich, als Verschwendung von Zeit und Geld denunzieren.

Tatsächlich fehlt dem Bildungssystem, wie der modernen Gesellschaft überhaupt, die Gelassenheit, die aus einer richtig verstandenen Muße erwachsen könnte. Dazu gehörte allerdings die Einsicht, dass zu einer Bildung, die diesen Namen verdient, Zeit nötig ist – nicht unendlich viel Zeit, aber eine Zeit, die selbst nicht dem Knappheitsgebot unterliegt und nicht ausschließlich dem Regime der Ökonomie unterworfen ist. Unter dem Diktat des Verwertungszwangs mutiert Bildung unter dem Deckmantel der individuellen Autonomie zu einem Programm, das kognitive Ressourcen für die Märkte aufbereitet. Sofern sie für die Arbeitswelt tauglich macht, ist Bildung unerlässlich, wird eingefordert, zur Pflicht erklärt und gesetzlich exekutiert. Hier darf niemand zurückgelassen werden, hier müssen alle die Mindeststandards erreichen. Geschieht dies nicht, herrscht Reformbedarf. Was darüber aber hinausgehen kann, wird beschnitten, lächerlich gemacht, verachtet, ignoriert. Eine wirkliche Individualisierung von Bildung würde natürlich bedeuten, dass vieles nur für wenige bedeutsam werden kann. Individualisierung bedeutete auch, sich Erfahrungen auszusetzen, die man mit kaum jemandem teilen kann. Zur Muße und zu einer Bildung, die sich einer eigenen Zeitordnung verdankte, gehörte auch die Erfahrung der Einsamkeit. Umgekehrt aber bedeutete dies, dass auch Lehrer wissen, dass sie mit ihrem Enthusiasmus nicht alle, mitunter nur den Einzelnen erreichen können. Solch eine Individualisierung ist allerdings aktuell nicht vorgesehen.

Bildung, für die Muße eine Voraussetzung wäre, verstieße nämlich gegen ein zentrales Paradigma aktuellen Bildungsdenkens: die Gemeinschaft, die Gruppe, das Team, das Netz. Dass Bildung einsam machen kann, dass Muße eine Erfahrung ist, die auch eine Form der Zurückgezogenheit bedeuten kann, einen Schnitt zwischen sich und der Welt, widerspricht jenen Prinzipien, die in der Konnektivität das Apriori unserer Existenz und damit auch der Bildung sehen wollen. Der Kampf um das Buch und die Lesefähigkeit als zentrale Kulturtechnik mag

dafür paradigmatisch sein. Die Missachtung der Literatur in den Lehrplänen der Höheren Schulen gehorcht nicht nur dem neuen didaktischen Prinzip, dass Texte in erster Linie Informationsträger sind, die rasch auf relevante Inhalte hin überprüft werden müssen, sondern diese Missachtung gilt auch dem Leser als Typus, der, konzentriert auf sein Buch, der Welt abhandengekommen ist. Im Gegensatz zum Internet-User, der zwar für seine unmittelbare Umgebung nicht ansprechbar ist, aber mit aller Welt über soziale Netzwerke kommuniziert, ist der Leser jeder Welt enthoben, außer jener, die sich aus Buchstaben nun allmählich in seinem Kopf, und nur dort, zusammensetzt. Die Muße zu pflegen und endlich einmal in Ruhe und ohne zeitlichen Druck einen anspruchsvolleren Roman lesen zu können sind dann auch nahezu synonyme Tätigkeiten geworden, gleichzeitig beschreiben diese ein Minderheitenprogramm, das auf kein allgemeines Verständnis mehr hoffen kann. Und dort, wo es noch Lesedidaktik gibt, tut diese alles, um eine kontemplative Atmosphäre erst gar nicht aufkommen zu lassen: Arbeitsaufträge, Erschließungs- und Kontrollfragen demonstrieren jedem Schüler, dass es nicht darum geht, in eine fremde Welt einzutauchen, sondern darum, Kompetenzen zu schulen, an denen wiederum seine Leistungsfähigkeit gemessen und bewertet wird.

Die Konzentration auf die Kompetenzen einerseits und das Postulat, dass alles Wissen unmittelbar anwendungsfähig und nützlich sein soll, zerstört jeden Gedanken an Phasen der Muße im Bildungsprozess. Es ist diese grundsätzliche Ausrichtung, die Schulen und andere Bildungseinrichtungen zu Orten werden lässt, an denen die Muße keine Rolle mehr spielen darf. Es geht nicht darum, freie Zeiten zu fordern, in denen entweder gar nichts oder irgendetwas Beliebiges getan wird, es geht auch nicht darum, Ferienordnungen zu verteidigen oder zu kritisieren, sondern es geht darum, dass dort, wo Lern- und Bildungsprozesse stattfinden, diese immer schon durch die Orientierung an Zielvorgaben, die Frage nach der Umsetzbarkeit und die Nähe zur Praxis korrumpiert sind. Was so lebensnah und schüler- bzw. studentenfreundlich klingt, erweist sich bei genauerem Hinsehen

als das eigentliche Problem. Muße bedeutete, sich in eine Sache zu versenken, mit einer Frage, einem Thema, einem Problem, einem Gegenstand, einem Kunstwerk zu beschäftigen, ohne sich Rechenschaft ablegen zu müssen, wozu das Ganze denn gut sein soll. Das freie Spiel der Einbildungskraft, wie das 18. Jahrhundert dies noch formulieren konnte, ist zwar in sich zweckvoll organisiert, gehorcht aber keinen äußeren Vorgaben. Etwas mit Muße zu tun bedeutet deshalb keine Beliebigkeit oder Nachlässigkeit. Gerade methodisch reflektierte und sehr konzentrierte Tätigkeiten erfordern Muße, das Schulen von formalen Kompetenzen und das Schielen auf schnelle Ergebnisse, vermeintliche Problemlösungen und rasche Präsentationen sabotieren aber genau diese Ansprüche.

Dass es vor allem die musischen Fächer sind, deren Durchdringung solche Muße benötigte, kommt nicht von ungefähr. Die Auseinandersetzung mit Fragen der Kunst, der Literatur und der Musik, die Vertiefung in Geschichte und Struktur einer Sprache oder das Studium historischer Dokumente und Zusammenhänge, auch ästhetische Praktiken aller Art entziehen sich prinzipiell der Orientierung an verwertbaren und problemlösungs- und kompetenzorientierten Zielvorgaben. Wer sich der Lektüre von Dostojewskis »Idiot« hingibt, die Rolle der Marie aus Büchners »Woyzeck« einstudiert oder eine Klaviersonate von Beethoven übt, macht seine Erfahrungen, erweitert seine Fähigkeiten und Kenntnisse, vertieft sein Wissen, verändert vielleicht sogar seine Persönlichkeit, aber er ist fern aller sozialen und ökonomischen Praxis. Dass etwa im Zuge der Reform der Lehrerausbildung die Studenten schon von allem Anfang an in Praxiserfahrungen gehetzt werden, ihnen die Muße genommen wird, sich überhaupt erst mit einer Disziplin, einer Sache, einem wissenschaftlichen Konzept anzufreunden und zu beschäftigen, wird keine besseren, sondern schlechtere Lehrer hervorbringen. Diese werden in ihrem Unterricht hektisch Lern- und Gruppenprozesse organisieren, aber weder für sich noch für ihre Schüler zu jener Muße finden, der die Institution, an der sie tätig sind, einmal ihren Namen verdanke.

Solche Verachtung der Muße sabotiert nicht nur die Bildungsmöglichkeiten junger Menschen, sondern beeinträchtigt auch die Chancen einer Gesellschaft, sich in wichtigen Fragen neu zu orientieren, angesichts vieler ungelöster Probleme einmal innezuhalten, um zur Besinnung zu kommen und dann einen Aufbruch zu wagen. Vielleicht sollte man den Phasen, in denen sich Einzelne oder Gemeinschaften über die Richtung ihrer Entwicklung klar werden wollen, vielleicht sollte man all den Diskussionen um Standortbestimmungen und Zielvorstellungen – etwa im Bereich der Biotechnologien oder der Digitalisierung – wieder verstärkt den Charakter von Unterbrechungen und Moratorien geben, die es erlaubten, eine gelungene Neuorientierung, eine Änderung der Ziele und Perspektiven auch als bewusste, wohlüberlegte Entscheidungen zu erfahren.

Im Selbstverständnis unserer Gesellschaft und ihrer Akteure ist für solche Zäsuren allerdings kein Raum mehr. Der von allen akzeptierte Imperativ des bedingungslosen Immerweiter erlaubt kein Innehalten, schon gar keine Umkehr, um andere Pfade als die beschrittenen zu versuchen. Die Fortsetzung noch der unsinnigsten Reform wird ja – gerade auch im Bildungsbereich – gerne mit dem Hinweis begründet, dass man doch nicht zu alten Zuständen zurückkehren könne. Das ist ungefähr so plausibel wie die Empfehlung an einen Autofahrer, der sich in eine Sackgasse manövriert hat, doch unbedingt weiterzufahren, notfalls auch gegen eine Wand, denn er werde doch nicht umdrehen wollen und dorthin zurückkehren, wo er schon einmal gewesen ist. Innehalten, um Fehlentwicklungen zu korrigieren, erforderte auch den Mut, Denk- und Atempausen einzulegen, Distanz zu gewinnen und notfalls zu einem Ausgangspunkt zurückzukehren, um von dort eine andere Richtung einzuschlagen. Die Kraft zu einem wirklichen gesellschaftlichen Wandel erwächst aber vielleicht erst aus einer Phase der Ruhe und Besinnung, sie entspringt unmittelbar der Muße, die wir glauben, verachten zu müssen.

Dabei könnte unsere Zeit der Muße und ihren Möglichkeiten durchaus hold sein. Die Eliten der Antike konnten die Muße und mit ihr

die Musen feiern und die Arbeit verachten, weil man sich für diese die Sklaven hielt. Ein Gutteil der Arbeit in hochentwickelten Gesellschaften wird mittlerweile von Maschinen und Apparaten erledigt. Warum spüren wir eigentlich nichts von dieser Entlastung? Warum sind wir Gehetzte, obwohl mehr Menschen denn je ihrem Leben eine Gestalt geben könnten, in der die Muße eine gleichermaßen befreiende wie produktive Rolle spielen könnte? Warum organisieren wir sogar unsere Freizeit als einen Wettbewerb, der uns keine Zeit zum Atmen lässt? Könnte es nicht auch reizvoll sein, einmal kurz innezuhalten und mit einem Modell zu experimentieren, das die Muße nicht verachtet, aber auch nicht nur als mentale Ressource zur Effizienzsteigerung missbraucht, sondern als eine erstrebenswerte Dimension des Lebens, als eine wesentliche Seite unseres Daseins wieder anerkennt? Solch eine Neuorientierung, hin zur Muße, wäre unter aktuellen Bedingungen tatsächlich eine soziale Innovation. Im Bildungsbereich könnte man damit schon einmal beginnen.